



Ausführliche Informationen über
Unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

Rinus Spruit

Maartens perfekte Welt

Roman

Aus dem Niederländischen
von Mirjam Pressler

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Rinus Spruit ist
im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Der Strom, der uns trägt (24864)

Der Verlag dankt der Niederländischen
Literaturstiftung für die Förderung der Übersetzung.

Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature



Deutsche Erstausgabe 2014
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Die niederländische Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel ›Een dag om aan de balk te spijkeren‹
bei Uitgeverij Cossee BV in Amsterdam.
© 2013 Rinus Spruit
en Uitgeverij Cossee BV, Amsterdam
© 2014 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Sabine Kwauka unter Verwendung
eines Fotos von Arcangel Images/Joel Robison
Gesetzt aus der Caslon Buch BQ 10/14
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26046-6

Junger Mann, vierundzwanzig Jahre alt, groß, schlank, von zurückhaltendem Wesen, in der Gesundheitsfürsorge tätig, sucht liebe Freundin, um das Leben zusammen schöner und wertvoller zu machen. Zuschriften unter Nr. 3831 an diese Zeitung.

Es ist das erste Mal, dass Maarten Rietgans so etwas macht, es war endlich fällig, es wurde Zeit. Er bekommt zwölf Zuschriften auf seine Anzeige im *Rotterdams Nieuwsblad*, zwölf Umschläge, die er mit zitternden Fingern öffnet. Er liest die Briefe sorgfältig durch und trifft eine Auswahl. Elf Briefschreiberinnen fallen durch. Sie stellen sich selbst viel zu gut dar oder schreiben, dass sie viel jünger aussehen, das gefällt ihm nicht. Er sucht eine schüchterne, bescheidene Person. Der Brief, der übrig bleibt, ist von einer Frau aus Schiedam.

Schiedam, 30. September 1970

Sehr geehrter Herr,

Bezug nehmend auf Ihre Anzeige im *Rotterdams Nieuwsblad* würde ich Sie gerne kennenlernen. Mein Name ist Rose Rustenburg. Ich bin zweiundzwanzig Jahre alt. Ich habe die Mittelschule besucht. Von Beruf bin ich Büroangestellte. Ich komme aus einem soliden Beamtenmilieu. Mein Vater ist pensionierter Reichsbeamter. Meine Hobbys sind Klavierspielen, Lesen

und Zeichnen. Ferner interessiere ich mich für die wirtschaftlichen und sozialen Probleme unseres Landes. Wenn Sie ein näheres Kennenlernen in Betracht ziehen, bitte ich Sie, nach achtzehn Uhr telefonisch Kontakt aufzunehmen. Tel. 702932

Mit freundlichen Grüßen
Fräulein R.J. Rustenburg
Kleijnstraat 233, Schiedam.

Sie ist vielleicht ein bisschen altmodisch und nennt sich selbst Fräulein, aber aus ihrem schlichten Brief formt Maarten sich ein Bild von ihr und stellt sich eine Frau vor, die zu ihm passt. Er sieht Möglichkeiten.

Sie ist den ganzen Tag in seinen Gedanken, er malt sie sich aus, sie wird für ihn lebendig. Schwarze Haare hat sie, denkt er, schwarze wellige Haare. Und sie ist schlank, fast mager. Er sieht sie auf dem Hocker vor dem Klavier sitzen. Ihre schmalen, dünnen Finger finden treffsicher die richtigen Tasten. Zugleich bewegt sie langsam und leicht wiegend den Oberkörper hin und her. Er muss sie anrufen und sich mit ihr verabreden, aber er schreckt davor zurück. Er schiebt es auf. Den Gedanken, von ihr beurteilt, vielleicht abgewiesen zu werden, hält er nicht aus, das macht ihm Angst. Aber je länger er wartet, umso schwieriger wird es. Vier Mal betritt er am Abend eine Telefonzelle. Er wählt ihre Nummer, hängt den Hörer aber sofort wieder ein, sodass es nicht klingeln kann. Am nächsten Tag steht er wieder in der Telefonzelle und hängt wieder ein. Mutlos geht er nach Hause und schreibt einen Brief. *Ich danke Ihnen für Ihre Zuschrift auf meine Anzeige, aber aus persönlichen Gründen kann ich nicht weiter darauf eingehen.* Er könnte den

Brief in den Kasten werfen, tut es aber nicht. Er nimmt die Straßenbahn nach Schiedam und sucht die Kleijnstraat auf. Bei der Hausnummer 233 wirft er den Brief ein. Dann geht er wieder zurück zur Straßenbahnhaltestelle. So ist er ihr doch ganz kurz nahe gewesen.

I

Maarten Rietgans, der jüngste Angestellte der Genossenschaftsbank, war ganze Tage hindurch sprachlos. Er sagte nie etwas, nur wenn man ihm eine Frage stellte, gab er Antwort. Die Mädchen in der Bank hatten sich daran gewöhnt, sie betrachteten ihn als eine Art Haustier, sie würden ihn vermissen, wenn er nicht mehr da wäre.

Jeden Morgen radelte Maarten fünfzehn Kilometer von seinem Elternhaus in Zevenkoten zur Genossenschaftsbank in Goes. Wie es dazu kam, wusste er nicht, aber fast jeden Morgen brach er zu spät auf und musste wie verrückt in die Pedale treten, um rechtzeitig im Büro zu sein. Maarten war siebzehn Jahre alt und konnte sehr schnell Rad fahren. Er überholte andere Radler, als würden sie stillstehen, manchmal hängte er sich an ein Motorrad. Einige Male war es vorgekommen, dass er ein paar Minuten vor neun, wenn er gerade in Goes einfuhr, von Herrn Zeevaart in seinem Mercedes überholt wurde. Dann erschrak Maarten und legte noch ein bisschen Tempo zu. Jedes Mal schaffte er es, klatschnass vor Schweiß hinter seinem Ablagekorb Platz zu nehmen, genau in dem Moment, in dem Herr Zeevaart das Büro betrat, um seinem Personal einen guten Morgen zu wünschen.

Herr Zeevaart war der Direktor der Genossenschaftsbank und saß hinter einer Glaswand, sodass er sein Personal be-

obachten konnte. Ferner arbeiteten in der Bank noch ein stellvertretender Direktor, ein Kassierer und vier junge Damen in der Verwaltung. Wenn Herr Zeevaart seinem Personal einen Auftrag geben wollte, tat er das seit Kurzem über eine Sprechanlage, das war eine Neuheit. Er näherte sein fleischiges Gesicht dem Kästchen auf seinem Schreibtisch, drückte auf die entsprechende Taste des Mitarbeiters, den er im Blick hatte, und sprach seinen Auftrag hinein. Die Mädchen im Büro erschrakten immer, wenn plötzlich die tiefe Stimme ihres Direktors auf ihrem Schreibtisch ertönte, doch dann fassten sie sich. »Einverstanden, Herr Zeevaart, ich werde das für Sie erledigen, Herr Zeevaart, geht in Ordnung, Herr Zeevaart.« Maarten Rietgans, der jüngste Angestellte, hatte auch ein Sprechanlagenkästchen auf seinem Schreibtisch. Wenn Herr Zeevaart plötzlich aus dem Kästchen zu sprechen begann, erstarrte Maarten. Er stand auf, drehte sich zum Kästchen, bemühte sich, nach Luft schnappend, Herrn Zeevaart zu antworten, war aber außerstande, ein Wort herauszubringen. Danach beeilte er sich, den Auftrag seines Direktors auszuführen, wohl wissend, dass die Mädchen hinter seinem Rücken kicherten.

Maarten sah sich mit den Augen der Mädchen. Er schämte sich dafür, schämte sich auch vor sich selbst. Aber er war nicht imstande, etwas an seinem Verhalten zu ändern.

Die Lieblingsarbeit des jüngsten Angestellten Maarten Rietgans war es, Unterlagen abzulegen. Sie so abzulegen, dass man sie auf Anhieb wiederfinden konnte. Sich Systeme auszudenken, Ordner und Mappen anzulegen. Man brauchte ihn nur zu fragen: »Maarten, wo finde ich die Liste mit den ausgelosten Obligationen des Monats Januar?«, und er konnte sie sofort hervorkramen. Und jeden Morgen war der Ablagekorb mit neuer Post gefüllt.

Mehrmals in der Woche lief Maarten mit großen Geldsummen durch die Stadt. Dann musste er Schecks bei anderen Banken einlösen, wie der Amsterdamse Bank, der Twentsche Bank, der Rotterdamse Bank und der Bank für Zeeland. Die Schalterbeamten zählten das Geld vor ihm hin, aber Maarten kam niemals mit, es ging ihm zu schnell. Außerdem begannen, sobald die Schalterbeamten mit dem Zählen anfangen, seine Gedanken durcheinanderzugeraten. Er sah die Hunderter und Tausender an sich vorbeifliegen, hatte aber keine Ahnung, ob der Endbetrag stimmte. Mit seiner Tasche aus Kunstleder, gefüllt mit dem enormen Geldbetrag, den er bei den vier Banken kassiert hatte, lief er zurück zur Genossenschaftsbank. Mit Angst im Herzen betrat er das Büro und ging auf Herrn Dieleman zu, den Kassierer. Würde alles da sein, würde der Endbetrag stimmen? Bevor er mit dem Zählen der Banknotenstapel begann, schaute Herr Dieleman Maarten immer irgendwie besorgt an, und das tat Maartens Selbstvertrauen nicht gut. Dieleman machte Stapel aus Tausendern, Hundertern, Fünfundzwanzigern und Zehnern und begann zu zählen. Er schrieb die Beträge auf ein Stück Papier und zog die Abschlusssummen zusammen. Danach schaute er Maarten an, der mit schwitzenden Händen dastand, und sagte ernst und mit einem Ausdruck des Schreckens auf dem Gesicht: »Es reicht aber gerade so!« Jedes Mal wollte Maarten am liebsten im Boden versinken, und auf dem Gesicht Dielemans, der sonst nie lachte, zeigte sich ein Lächeln. Erst dann drang zu Maarten durch, dass es gut war – es reicht aber gerade so, das heißt, es stimmte, brauchte auch nur gerade so zu reichen. Erleichtert lief er zu seinem Schreibtisch, nahm hinter der Adressiermaschine Platz, schob eine metallene Lochkarte in den Apparat und begann, Adressen zu drucken. Mit

schnellen Schlägen stempelte er die Adressen von Kunden auf die Tagesauszüge. Schlug man zu fest, dann wurde die Adresse zu schwarz, zu fettig. Schlug man zu sacht, war sie kaum lesbar. Mit kräftigen, trockenen Schlägen legte Maarten einen hübschen Vorrat an Tagesauszügen an, die konnten die Mädchen für die Buchhaltung gut gebrauchen. In der Arbeit aufgehen, das war das Beste. Die Welt um sich herum vergessen.

Abends, nach der Arbeit, radelte Maarten etwas ruhiger nach Hause. Wenn er sein Elternhaus betrat, war die Mutter meist dabei, das Essen zu kochen. Vater Rietgans hatte noch auf dem Acker zu tun, konnte aber jeden Moment nach Hause kommen.

Beim Essen saßen Maartens Vater und seine Mutter einander gegenüber. Maartens Platz war an der langen Seite des Küchentisches. Vater Jan Rietgans schaute beim Essen oft durch das Fenster nach draußen, dann konnte er sehen, wie seine Pflanzen standen. Er war ein guter Esser und hatte immer als Erster den Teller leer. Dann hob er seinen leeren Teller hoch, und Mutter Rietgans wusste, was sie auf tun musste. Manchmal streckte Rietgans wortlos den Arm über den Tisch, und Mutter Rietgans stopfte ihm das Salzfass in die halb geöffnete Faust.

Vater und Mutter Rietgans waren stolz darauf, dass ihr Sohn bei der Genossenschaftsbank arbeitete. Von seiner Schüchternheit in der Bank wussten sie nichts, darüber sprach er nicht.

»Was hast du heute gemacht, Maarten?«, fragte sein Vater.

»Ich habe Münzen gerollt«, sagte Maarten. »Dafür habe ich einen Apparat. 25-Cent-Münzen werden in grünes Papier eingewickelt, 10-Cent-Münzen in blaues. Ich bin auch in der Stadt gewesen, um für die Herren vom Vorstand Zigarren zu

kaufen. Und ich habe die Auszüge der laufenden Rechnungen und der Sparkonten sortiert. Sehr viele Leute in Zevenkoten haben ein Sparkonto bei der Genossenschaftsbank«, fuhr er fort. »Und bei allen kann ich sehen, wie viel Geld sie auf dem Sparbuch haben. Manche haben viel mehr, als man erwarten würde. Ich könnte dir sagen, wie viel Geld Thijs Kakebeke auf dem Konto hat.«

Jan Rietgans spitzte die Ohren, das Sparkonto seines Nachbarn ließ ihn nicht gleichgültig, aber Mutter Rietgans sagte schnell: »Nein, Maarten, das wollen wir nicht wissen, das geht uns nichts an. Du darfst nichts darüber sagen, das kann dich deine Stelle kosten.«

»Pass auf, hörst du!«, sagte Jan Rietgans dann. »Das ist Bankgeheimnis, das weißt du doch!«

Oft waren sein Vater und seine Mutter schon im Bett, wenn Maarten mit einer Schale voller klatschnasser Vergrößerungen die Treppe herunterkam. Bis in den späten Abend hatte er in seiner Dunkelkammer auf dem Dachboden gesessen, um Fotos abzuziehen. In der Küche spülte er sie dann etwa eine Dreiviertelstunde lang, bis sämtliche Fixiererreste entfernt waren. Danach legte er sie vorsichtig zum Trocknen auf den Tisch im Hinterzimmer, auf Küchenhandtücher. Nass waren die Fotos am schönsten. Nass wiesen sie eine prachtvolle tiefe Schwärze auf, die auf den trockenen Fotos verschwunden war. Wenn er am folgenden Morgen aus dem Bett kam, hatten sein Vater und seine Mutter die Fotos schon liegen sehen und sie betrachtet.

»Du hast wieder prächtige Fotos gemacht, Maarten«, sagte seine Mutter, und Rietgans sagte: »Ich würde sie gern mal Klaas Viergever zeigen, Maarten, darf ich?«

Dann brummte Maarten etwas, was sowohl Ja als auch Nein bedeuten konnte. Meistens lief es darauf hinaus, dass Rietgans noch am selben Abend mit einem dicken Umschlag voller Fotos zu Klaas Viergever radelte, um die Arbeit seines Sohnes bewundern zu lassen.

Vater Rietgans war ein kleiner Landwirt. Bauer konnte er sich nicht nennen, noch nicht einmal Kleinbauer, denn für die Bearbeitung seines Landes musste er die Hilfe Bertus Verbart in Anspruch nehmen, eines Bauern aus der Nachbarschaft, der zu bestimmten Zeiten mit seinen Belgischen Kaltblütern Kas und Bertha kam, um zu pflügen, zu säen und zu mähen. Drei Parzellen Land hatte Rietgans. Eine in der Größe eines Fußballfeldes direkt vor dem Küchenfenster und zwei etwas kleinere Parzellen im Polder, ein paar Kilometer entfernt. Neben dem Haus befand sich eine alte Scheune. Darin standen Ackerbaugeräte, und Rietgans lagerte darin Weizen, Kartoffeln und Zwiebeln. Bis zu seiner Hochzeit war er Stellmacher gewesen, wie sein Vater, aber es war ein aussterbendes Handwerk, und als seine Frau die drei Grundstücke erbte, war die Entscheidung schnell gefallen: Die Zukunft von Jan Rietgans würde in der Landwirtschaft liegen. Gleich nach der Hochzeit fing Rietgans damit an, den Beruf des Landwirts auszuüben.

Er hatte den Beruf nicht erlernt, musste sich alles aneignen, aber er war wissbegierig und ließ keine Gelegenheit verstreichen, Menschen mit Erfahrung in der Landwirtschaft anzusprechen, so wie seinen Freund Klaas Viergever und Bauer Bertus Verbart.

Denn auf die wichtigsten Fragen wusste er keine Antwort. Was für Pflanzen soll ich säen und wann? Wann muss ich pflügen, wann muss ich Kunstdünger streuen und welchen überhaupt? Wenn er gesät hatte, fürchtete er, dass die Saat nicht aufgehen würde, und wenn sie aufgegangen war, machte seine Dankbarkeit schnell anderen Sorgen Platz, denn konnten nicht viele Krankheiten seinen Pflanzen schaden? Als er zum ersten Mal Zuckerrüben angebaut hatte, stand er ab und zu mitten beim Essen vom Tisch auf, um eine Rübe aus der Erde zu ziehen, weil er wissen wollte, wie groß sie schon war, und manchmal fiel er plötzlich hintenüber, weil er an einer Rübe zog, die er bereits ein paar Tage zuvor herausgezogen und wieder zurückgesetzt hatte.

»Mein Portemonnaie liegt draußen«, seufzte er oft, denn er war vom Wetter abhängig. Rietgans mochte wohl ein bescheidener Landwirt sein, klagte aber tat er wie ein richtiger Bauer. Immer war es zu nass oder zu trocken, und manchmal war es gleichzeitig zu nass und zu trocken, denn was gut für die einen Pflanzen war, war schlecht für die anderen. Jeden Morgen tippte er gegen das Glas des Barometers im Flur. Die Nadel machte dann eine kleine Bewegung vor oder zurück, und daran konnte Rietgans erkennen, ob das Wetter gut oder schlecht werden würde. Er lauschte auch dem Wetterbericht im Radio, traute ihm aber nicht so recht, der Mann aus Hilversum lag manchmal ziemlich daneben. Nein, Rietgans hatte seine eigenen Methoden, das Wetter vorherzusagen. Am Morgenrot und am Abendgrau konnte er schon erkennen, ob eine Wetteränderung im Anzug war. Er betrachtete lange den Himmel und fühlte, aus welcher Richtung der Wind kam. Er sprach über bodennahe Winde und böige Winde und beobachtete die Vögel. Saßen viele Möwen an Land, dann

konnte man darauf wetten, dass es am nächsten Tag regnen würde. Flogen im Winter Gänse in einer V-Formation, dann mochte eine lang anhaltende Frostperiode bevorstehen.

»Was meinst du zum Wetter?«, fragte Mutter Rietgans zuweilen.

Dann schüttelte Rietgans manchmal sorgenvoll den Kopf und schaute verächtlich zum Himmel. In diesem Fall konnte man sich auf das Wetter nicht verlassen, eine wässrige Sonne, die jeden Moment hinter einer dunklen Wolke verschwinden konnte, eine Wolke, aus der es vielleicht regnen mochte oder auch nicht. Ein Wetter, das nichts wert war, ein Wetter, mit dem sich kein Staat machen ließ, eines, mit dem Rietgans sich keinen Rat wusste, er konnte keine Vorhersagen machen, aber das lag nicht an Rietgans, das lag am Wetter.

»Es ist ein schwaches Wetter«, sagte er dann missbilligend.
»Ein schwaches Wetter.«

Dank seiner Wissbegierde und seiner harten Arbeit wurde Rietgans ein tüchtiger Landwirt. Sein Boden war von besonders guter Qualität. Gesunder, schöner, fetter Lehm, ohne Buckel und Löcher. Nie standen Pfützen auf seinem Acker, so viel es auch regnete.

Jedes Jahr wieder, an einem Mittwochmorgen im Frühjahr, ging er zur Kirche, um an dem Bitttag für die Feldfrüchte teilzunehmen, und jedes Jahr im Herbst besuchte er den Erntedank-Gottesdienst. Selbst wenn er ein schlechtes Jahr gehabt hatte, eine komplette Missernte, am Erntedankfest dankte er dem Herrn. So wie es jeder in Zevenkoten tat.

Rietgans war ein gutmütiger Mann. Er hatte Freunde, machte Witze und war nicht gern allein. Er war ein Menschenmensch. Wenn er auf dem Acker arbeitete, stiegen regelmäßig Leute vom Fahrrad ab, um ein Schwätzchen mit

ihm zu halten. Dennoch hatte er einen leicht sorgenvollen Zug. Ohne seine Frau war er nichts. Sie war sehr vernünftig und besonnen, sie entdeckte immer noch Möglichkeiten, wenn ihr Mann nur Probleme auf sich zukommen sah. Meistens war es Mutter Rietgans, die letztlich die Entscheidungen traf. Sie hielt das Haus sauber, kochte, wusch die Wäsche, flickte die Kleidung und stopfte die Strümpfe, aber am liebsten war sie draußen, um auf dem Acker mitzuhelfen. Nichts tat sie lieber, als in der Erde zu wühlen, sie konnte arbeiten wie ein Kerl. Wenn Rietgans im Sommer fast zusammenbrach wegen der Anspannung rund um die Ernte und vor lauter Nervosität nicht mehr wusste, was er tun sollte, behielt seine Frau den Überblick.

Sein Portemonnaie mochte wohl draußen liegen, dank seiner harten Arbeit aber reichte sein Einkommen aus, um seine Familie zu ernähren. Das Geld, das Maarten jeden Monat in der Genossenschaftsbank verdiente (und wovon er fünfzehn Gulden für sich behalten durfte), war ein willkommenes Zubrot. Und dann hatte Rietgans auch noch seine Kaninchen, mit denen er etwas dazuverdiente. Zehn weiße Flämische Riesen, prachtvolle Tiere, mit einer respektablen Ohrlänge. Entlang der Scheune stand eine Reihe Kaninchenställe. Jeden Samstagnachmittag mistete Maarten die Ställe aus. Abends pflückte er Löwenzahn- und Spitzwegerichblätter, auf die waren die Tiere ganz wild. Dann machte Maarten die Türchen der Ställe auf und setzte sich davor, auf eine Apfelkiste. Er hielt den Kaninchen Löwenzahnblätter hin, sie zogen sie ihm, schon kauend, langsam aus der Hand. Das erinnerte Maarten an den Reißwolf, den die Genossenschaftsbank gerade angeschafft hatte. Maarten und die Kaninchen, das war eine friedliche Szene an schönen Sommerabenden. Er schaute in

ihre roten Albinoaugen und spürte, dass die Kaninchen seine Freunde waren.

»Oh, was haben die Bauern viel zu tun«, sagt Rietgans, »man könnte ein Ei in ihrem Hintern kochen.« Er schaut aus dem Fenster und sieht Mähdrescher und Traktoren mit Anhängern hin und her fahren. Es ist Erntezeit, das Korn ist reif, es ist schönes, sonniges Wetter, jetzt muss es losgehen. Vergangene Woche haben die katholischen Bauern sogar am Sonntag gearbeitet. Rietgans hat das eine Schande genannt.

»Der Sonntag ist Ruhetag«, sagte er.

»Schon«, sagte Maarten, »aber sie haben die Erlaubnis vom Pastor bekommen.«

»Ach was«, sagte Rietgans, »du weißt doch, was in der Bibel steht? Sechs Tage sollst du arbeiten, der siebte Tag ist dein Ruhetag. Den sollst du heiligen! So steht es geschrieben, und daran kann auch der Pastor nichts ändern. Die Römischen machen, was sie wollen.«

Rietgans hat selbst auch ein schönes Stück Land mit Weizen, der gedroschen werden sollte, aber er muss warten. Die großen Bauern, die echten Bauern, gehen vor. Sie haben riesige Getreideflächen, daran können die Lohnunternehmer mehr verdienen. Rietgans muss warten, bis er an der Reihe ist, das macht ihn schon seit Tagen ganz nervös.

»Jetzt sollte es losgehen«, sagt er, »jetzt ist es trocken, in ein paar Tagen fängt es vielleicht an zu regnen.«

Mutter Rietgans versucht ihn zu beruhigen.

»Du kommst schon noch an die Reihe«, sagt sie, »sie vergessen dich bestimmt nicht. Im letzten Jahr ist es doch auch gut gegangen, oder?«

Und dann, zwei Tage später, kommt plötzlich ein Mähdrescher angefahren. Rietgans springt auf und läuft mit großen Schritten darauf zu, Maarten in seinem Kielwasser. Bas Musterd sitzt auf dem Mähdrescher, Rietgans kennt ihn gut, er geht auch in die reformierte Kirche in Zevenkoten. Musterd sieht verschwitzt aus und ist schwarz vom Staub. Rietgans und Maarten klettern auf das Ungetüm. Musterd fährt sofort los, er hat keine Zeit für ein Schwätzchen. Mit seinem Mähdrescher rasiert er wie mit einer riesigen Haarschneidemaschine das Getreide ab, das Stroh wird ausgespuckt und bleibt hinter ihm auf der Erde liegen. Maarten und sein Vater stehen an der Stelle, wo die Getreidekörner in die Jutesäcke strömen. Zwei Säcke hängen da, und wenn der eine Sack voll ist, legt Maarten einen Schieber um, sodass die Körner in den anderen Sack laufen können. Rietgans nimmt den vollen Sack ab, Maarten hängt schnell einen neuen an die Stelle und legt dann den Schieber wieder um. Rietgans bindet die vollen Säcke zu und legt sie auf eine Rutschbahn, sodass sie auf dem Boden landen. So lässt der Mähdrescher eine Spur aus Säcken voller Weizen auf dem Acker zurück.

Alles geht reibungslos vonstatten. Rietgans' Ernte ist so reich, dass mit großer Geschwindigkeit ein Sack nach dem anderen vollläuft. Maarten und sein Vater arbeiten sich krumm, sie können fast nicht mithalten. Der Schweiß tropft ihnen von den Gesichtern. Und dann läuft es auf einmal schief. Plötzlich sind die beiden Säcke gleichzeitig voll und Vater und Sohn Rietgans wissen sich keinen Rat. Während die Weizenkörner über ihre Füße pladdern, ruft Rietgans: »Musterd, anhalten!« Musterd hört es nicht, wegen des Lärms. Er schaut starr geradeaus, fährt konzentriert, will keinen Weizenhalm verfehlen. Schon tagelang arbeitet er von morgens, wenn es hell